



Sendung vom 09.01.2006, 20.15 Uhr

Najem Wali
Schriftsteller
im Gespräch mit Armin Kratzert

- Kratzert:** Ich begrüße Sie ganz herzlich zum alpha-forum. Das biblische Paradies, das wissen wir, lag zwischen Euphrat und Tigris im Zweistromland. Diese Gegend heißt heute Irak. Von diesem Land hören wir jeden Tag in den Nachrichten. Vielleicht reißt dort in diesem Moment die Bombe eines Selbstmordattentäters Menschen mit in den Tod, z. B. in Basra, im Süden des Irak. Das ist weit weg und trotzdem ist es auch ganz schön nah – durch die Nachrichten und z. B. durch den Umstand, dass hier Najem Wali sitzt, der aus Basra stammt. Dort sind Sie groß geworden, dort haben Sie Ihre Kindheit verbracht. Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie heute Nachrichten schauen?
- Wali:** Mir geht vieles durch den Kopf. Zunächst kommen mir die alten Plätze in den Sinn. Denn durch Bomben, durch das Töten, sterben nicht nur Menschen, sondern es verschwinden auch Plätze. Ich erinnere mich an die alte Stadt Basra und daran, wie schön es dort einmal war. In diese Stadt kamen Leute aus der ganzen Welt. An der Promenade gab es viele Bars und Restaurants, Familien gingen mit ihren Kindern spazieren. Heutzutage ist das alles unmöglich.
- Kratzert:** Sie sind als junger Mann von dort weggegangen, vor über 20 Jahren. Ihre Erinnerungen sind also möglicherweise auch ein bisschen verklärt. Kann das sein? Haben Sie denn noch in Erinnerung, wie es in der Stadt gerochen hat? Haben Sie mit anderen Kindern im Garten gespielt? Wie sah das aus? Woran denken Sie, wenn Sie diese Bilder jetzt so vor sich haben?
- Wali:** Die Bilder kommen einem erst nach einigen Jahren wieder ins Gedächtnis. Wenn man sich von einem Ort entfernt hat, sieht dieser Ort in der Erinnerung anders aus, besser als vorher. Die Schönheit des Ortes sieht man von weitem; bestimmte Dinge entdeckt man also erst im Laufe der Zeit. Durch den Alltag übersieht man vieles. Als ich im Exil war, hat sich mein Gedächtnis quasi neu geformt. So entdeckte ich, dass ich mit Kindern gespielt hatte, die portugiesischer Herkunft waren – Ururkinder von Vasco da Gama bzw. von Familien, die irgendwann mit Vasco da Gama nach Basra gekommen und dann da geblieben waren. Es waren Kinder, die z. B. José hießen oder Manuel. Das wusste ich damals nicht, denn es war für mich selbstverständlich. Mit der Erinnerung fallen einem auch die Gerüche wieder ein, die Atmosphäre von früher kommt wieder. Das ist für die Literatur natürlich eine hervorragende Sache.
- Kratzert:** Ist das noch ein Gefühl von Heimat, das das Herz berührt?
- Wali:** Natürlich, das berührt das Herz. Das spürt man vor allem in meinen Geschichten über Basra. Ich habe einen ganzen Band mit Erzählungen über Basra geschrieben. Gerade wenn man die Geschichten über Basra liest, dann riecht man Basra, dann riecht man den Schatt al-Arab, dann riecht man den Gewürzmarkt. Wir haben in Basra einen Markt, der "Inder-

Markt" heißt, einen Markt, wo viele indische Leute gearbeitet haben; es gibt in Basra viele indische Familien aus Bombay oder aus Kalkutta. Sie haben sich in Basra niedergelassen und haben Gewürze mitgebracht. Der ganze Markt ist ein Gewürzmarkt. Wenn ich davon spreche, dann ist der Geruch sofort da.

Kratzert: Haben Sie damals auch schon geschrieben, z. B. Tagebuch?

Wali: Tagebuch nicht, aber ich habe sehr früh angefangen zu schreiben. Ich habe mit 14 oder 15 Jahren – ich glaube, ich war damals in der achten Klasse – angefangen zu schreiben.

Kratzert: Was haben Sie geschrieben? Gedichte?

Wali: Am Anfang habe ich Gedichte geschrieben. Ich erinnere mich an einen Kindheitsfreund, der inzwischen nicht mehr am Leben ist. Wir saßen da und wetteten: Er fing mit einem Vers an und ich musste den Vers fortsetzen. Wir saßen manchmal den ganzen Nachmittag zu Hause und haben so gespielt. Die anderen Kinder haben auf der Straße Fußball gespielt und andere Sachen gemacht, wir haben nur gedichtet.

Kratzert: So wird man Schriftsteller.

Wali: Ja, aber ich glaube, das hatte auch mit den jungen Mädchen zu tun.

Kratzert: Das dachte ich mir.

Wali: Wir wollten einen guten Eindruck machen. Wir fingen an, Gedichte zu schreiben. Man kann sie nicht gerade als Liebesgedichte bezeichnen, aber es waren Gedichte, die von Gefühlen sprachen, ganz gleich, wie einfach diese Gefühle waren. Wir haben natürlich nie gewagt, den Mädchen diese Gedichte zu zeigen.

Kratzert: Ich glaube, jeder Schriftsteller fängt so an, dass er mit 14 oder 15 Gedichte schreibt, um bei den Mädchen Eindruck zu machen. Denkt man denn da schon über die Welt nach, über die Gesellschaft, in der man lebt? Hat sich denn das, was Sie später dazu gebracht hat, das Land zu verlassen, damals schon abgezeichnet?

Wali: Ja, das war die Neugierde. Gerade wenn man in einer Stadt wie Basra aufwächst, ist man neugierig, weil man Leute aus der ganzen Welt sieht. Man ist neugierig darauf, wie es woanders ist.

Kratzert: Man ist neugierig auf andere Länder?

Wali: Ja, auch auf andere Länder. Es gibt so viele Geheimnisse, wenn man klein ist. Man ist neugierig, weil man nicht genau weiß... Wir alle erzählen später von einem Geschehen, aber während das geschah, wussten wir nicht genau wie es laufen wird, es lief wie automatisch. Später beurteilen wir und erzählen, aber man sagt ja auch, die eine Hälfte von uns wäre Gedächtnis und die andere Hälfte Erfindung. Später, als Erwachsener, fragt man sich, ob das alles wirklich wahr ist oder ob es nicht nur so hätte sein sollen. Aber wenn ich zurückblicke in meine Kindheit, dann gab es diese Sehnsucht. Gerade wenn man am Hafen lebt, dann prägt sich diese Sehnsucht aus. Das habe ich auch mit mir mitgeschleppt, als ich dann nach Deutschland kam. Ich wollte in Deutschland Germanistik studieren und ich hatte damals die Zulassung für Hamburg, Köln, München und Berlin. Ich habe mich für Hamburg entschieden, weil es dort einen Hafen gibt.

Kratzert: Als Sie damals, mit 14 oder 15 Jahren, in Basra anfangen zu schreiben, hatten Sie da schon ein Bewusstsein für politische Machtverhältnisse, ein Bewusstsein dafür, wie sich der Staat entwickelte? Konnte man möglicherweise schon erste Anzeichen der Repression wahrnehmen?

Wali: Die Repression durch den Staat habe ich schon sehr früh erlebt. Ich war damals noch ein kleines Kind, vielleicht sechs oder sieben Jahre alt. Das

hatte folgenden Hintergrund: Meine Mutter war sehr oft krank, sie hatte viele Operationen und wir haben uns sehr um sie gesorgt. Ich war der älteste Sohn in der Familie. Einmal war ich bei einer Operation im Krankenhaus dabei. Die Ärztin, die sie operiert hat, war für mich wie eine Heilige, denn als Kind habe ich gesehen, wie meine Familie mit dieser Ärztin gesprochen hat. Deshalb war sie für mich eine heilige Frau, weil sie meine Mutter retten sollte. Diese Frau und ebenso ihr Name blieben mir im Gedächtnis. Bei der Operation war meine Mutter im Krankenhaus, aber nach drei oder vier Tagen wurde im Irak geputscht. Das war damals auch die Baath-Partei, die im Jahr 1963 einmal geputscht hat. Ich war sieben Jahre alt. In diesen Putsch waren viele Militärs verwickelt, aber auch Zivilisten. Meine Mutter musste deshalb das Krankenhaus verlassen, um für Verwundete Platz zu machen. Das war der erste Schlag. Der zweite Schlag war folgender: Neben unserem Haus lag das Haus des Vorstehers dieses Stadtviertels. Dieses Haus des Vorstehers hat man nun zum Frauengefängnis umgewandelt. Dorthin kam die Ärztin meiner Mutter als Gefangene. Nachts wurden die Frauen abtransportiert und nach irgendwohin außerhalb der Stadt gebracht. Später, als ich größer war, wusste ich, wo dieser geheime Platz war. Dort wurden die Frauen gefoltert. Wenn sie spät nachts zurück gebracht wurden, habe ich sie gesehen. Ich habe durch das Fenster geschaut, denn ich konnte nicht schlafen. Dieses Bild kann ich einfach nicht vergessen. Über die Dächer habe ich Essen, kleine Sandwichs, die meine Mutter gemacht hatte, zu den Frauen gebracht.

Kratzert: So war die politische Realität für Sie schon als Kind oder Jugendlicher sehr präsent.

Wali: Ja, sie war präsent, aber sie war mir nicht wirklich bewusst. Wir sprechen ja jetzt über Details. Am Anfang fragte ich mich, was die Frauen getan hatten. Ich war natürlich solidarisch mit den Frauen, war auf ihrer Seite. Und ich frage mich immer, ob ich vielleicht neutraler gewesen wäre, wenn diese Ärztin meine Mutter nicht operiert gehabt hätte.

Kratzert: Es gibt ja ein natürliches Bewusstsein für Recht und Unrecht. Das hat man auch als Kind schon. Insofern war es wahrscheinlich eine ganz natürliche Reaktion, zu sagen: "Wenn diese Frau, die meiner Mutter geholfen hat, nun eingesperrt wird, dann kann irgendetwas nicht in Ordnung sein."

Wali: Ja, so ist es.

Kratzert: Als Kind hat man natürlich nicht den Vergleich mit anderen Ländern, sei es durch Nachrichten, durch angelesenes Wissen oder durch den Schulunterricht. Man weiß ja nicht, ob das, was man erlebt, normal ist, oder ob das in anderen Ländern anders ist.

Wali: Genau. Man ist zu direkt betroffen. Aber man versucht doch auch als Kind eine Leistung zu erbringen, sich zu engagieren. Ich habe das getan, indem ich das Essen hinübergebracht habe. Als Kind durfte ich in das Haus des Vorstehers, denn die Wächter hinderten mich als Kind nicht daran; sie sagten zu Kindern nicht: "Du kommst hier nicht rein." So konnte ich in meinen Taschen etwas hineinschmuggeln, z. B. Essen oder Getränke. Als Kinder hatten wir immer freien Zugang zu den Häusern. Natürlich habe ich die Frauen gesehen, sie haben mit mir geredet, haben mir ihre Geschichten erzählt. Das ist mir immer im Kopf geblieben.

Kratzert: Sie sind 1980 aus dem Irak ausgereist und nach Deutschland gekommen. Was war der konkrete Anlass dafür? Gab es ein Erlebnis, aufgrund dessen Sie sagten, "Jetzt muss ich weg, jetzt geht es nicht mehr weiter", oder war das schon länger geplant?

Wali: Das war ein längerer Prozess. Ich bin bereits 1976 einmal nach Frankreich eingewandert. Damals war ich noch an der Universität – ich habe übrigens auch im Irak Deutsche Literatur studiert. Ich war im vierten Semester an der

Universität in Bagdad, aber ich wollte immer weg; ich wollte Filmregie studieren und ich hatte viel existentialistische Literatur gelesen. Mit 200 Dollar wollte ich nach Frankreich. Am 14. Juli 1976, am französischen Nationalfeiertag, kam ich mit Irakian Airlines nach Paris. Das war meine erste Reise und damals waren andere Zeiten in Europa. Ich kam also nach Frankreich, aber schon nach zwei Monaten war meine Zeit um: Ich konnte nicht länger bleiben, denn ich hatte feststellen müssen, dass das unmöglich war, eine Illusion. Diese Existentialisten, Sartre, Camus, hatten Geld – und schrieben existentialistische Literatur. Ich, mit meinen 200 Dollar, konnte damit gar nicht erst anfangen. Aber ich habe damals im "Café de Flore" Simone de Beauvoir und Sartre gesehen. Das war ein Wunsch, der in Erfüllung ging. Und dann ging es für mich zurück in den Irak.

Kratzert: Das klingt nun eher ein bisschen romantisch.

Wali: Ja, das war romantisch, es war wirklich romantisch. Aber das waren auch andere Zeiten und ich war 20 Jahre alt. Ich bin von Paris bis Istanbul getrampt. Können Sie sich das vorstellen? Ich bin nicht zurück geflogen, weil ich mit einem One-Way-Ticket nach Paris gekommen war. Ich bin also bis Istanbul getrampt und dann mit dem Bus nach Bagdad gefahren. Dann habe ich mir gesagt: Wenn ich noch einmal ins Ausland gehe, dann muss ich gut vorbereitet sein. 1978 hatte ich mein Studium absolviert, danach musste ich zum Militär, d. h. eigentlich musste ich nicht, ich hätte zu dieser Zeit auch weggehen können. Aber ich war mit einer Frau zusammen und sie hatte ihr Studium noch nicht fertig. Ich bin praktisch wegen ihr geblieben und dann wurde ich zum Militär eingezogen. Zwei Jahre habe ich miterlebt und dann, etwa sechs Wochen vor dem Iran-Irak-Krieg, wurde ich entlassen. Dann brach am 22. September 1980 der Iran-Irak-Krieg aus und mein Jahrgang wurde wieder einberufen. Da habe ich gesagt: "Nein, das ist nicht mein Krieg, kein Krieg ist mein Krieg und ich werde nicht hingehen". So bin ich illegal über die Grenze.

Kratzert: Sie mussten aber wahrscheinlich damit rechnen, vor ein Militärgericht zu kommen, wenn man Sie erwischen würde.

Wali: Natürlich, das war nicht nur Fahnenflucht, sondern ich habe auch noch mein Wehrheft gefälscht. Mein Jahrgang war an der Front. Ich hatte eine Woche vor dem Krieg ein Ausreisevisum bekommen. Das war wie damals in der DDR: Im Irak brauchte man ein Ausreisevisum, das einem nur die Behörde ausstellen konnte. Ich hätte also theoretisch verreisen können, aber dann ist der Krieg ausgebrochen. Es war eigentlich wie im Film – man hat meinen Jahrgang in letzter Minute noch eingezogen. Ich musste also zum Militärbüro in meiner Stadt. Es gab ein Gerücht, dass vom Jahrgang 1956 nicht alle eingezogen würden, sondern nur die Hälfte. Es hieß, dass die Leute von der Radarabteilung eingezogen würden, Artilleriesoldaten dagegen nicht. Nur: Ich war Radar-Artillerie. Es hing also vom Offizier ab.

Kratzert: Sind Sie dann einfach wieder in einen Flieger nach Europa gestiegen?

Wali: Nein, nein, ich erzähle es gleich. Ich stand also vor dem Wehrdiensthaus und sah, wie sie in den Wehrpass eintrugen, wer später eingezogen werden sollte. Ich habe diesen Eintrag gefälscht und bin noch in derselben Woche ohne Gepäck, nur mit einer kleinen Tüte in der Hand, mit dem Bus über die nordirakische Grenze in die Türkei nach Istanbul gefahren. An der Grenze haben sie mich erst einmal festgenommen. Was sie dachten, war ja richtig, aber dann haben sie mein Wehrheft gesehen und ich sagte ihnen, dass ich nicht eingezogen bin. Nach vier Stunden ließen sie mich gehen. Gott sei Dank gab es zu der Zeit keinen Computer und kein Faxgerät. Es war Krieg und alles war ein einziges Durcheinander. Wahrscheinlich hat der Grenzbeamte nur nachgefragt, ob es denn stimmt, dass ein Teil des Jahrgangs 1956 nicht eingezogen würde. So bin ich nach Istanbul gefahren und nach Deutschland gekommen. Meine Eltern wussten das nicht. Nach

drei Monaten bekamen sie eine Nachricht von mir, dass ich im Ausland bin.

Kratzert: Was war Ihr erster Eindruck von Deutschland?

Wali: Mein erster Eindruck von Deutschland? Ich wollte ja gar nicht nach Deutschland, ich wollte wieder nach Paris. In Berlin wollte ich zwar einen Freund besuchen, aber ich hatte in Istanbul schon ein Ticket bis Paris gekauft. Paris war immer ein Traum für uns, für Künstler und Schriftsteller. Ich hatte einen Freund, der sechs Monate vor mir ins Ausland gegangen war. Er war in Berlin und ich wollte ihn dort besuchen. Ich habe ihn aber nicht gefunden und man hat mir erzählt, dass er Asyl beantragt habe und nach Paderborn "verteilt" worden sei. Stellen Sie sich das vor: Da kommt man nach Deutschland, man ist für drei, vier Tage in Berlin und nach fünf Tagen landet man in Paderborn. Ich bin mit dem Zug dorthin gefahren und der Freund überredete mich, in Deutschland zu bleiben, statt nach Paris zu fahren. Da ich ja schließlich das deutsche Theater und Deutsche Literatur studieren wollte, sollte ich auch in Deutschland bleiben, sagte er mir.

Kratzert: Was für einen Status hatten Sie da? Waren Sie Student oder politischer Flüchtling?

Wali: Ich war Student. Am Anfang wusste ich nicht, wie ich mich einsortieren soll, ein Mensch, der sein Land verlassen hat, das sich im Krieg befindet. Ein Journalist? Ein Schriftsteller? Zu der Zeit war ich im Irak schon Journalist und Schriftsteller. Etwa ein Jahr vor dem Krieg hatte ich Kurzgeschichten veröffentlicht. In der ersten Zeit hatte ich beim Bagdader Rundfunk in der Kulturabteilung gearbeitet. Nach einem Jahr hat man mich dann vor die Tür gesetzt, weil ich nicht in der Partei war. Als ich also nach Deutschland kam, wusste ich erst gar nicht, als was ich mich bezeichnen sollte. Wenn mich jemand fragte, sagte ich, ich wolle studieren. Das wollte ich wirklich. Ich habe mich also für die Uni beworben. Meine Urkunden und Zeugnisse vom Abitur und der Uni hatte ich alle in Übersetzung bei mir. Ich wollte studieren.

Kratzert: Sie hatten schon Germanistik studiert?

Wali: Ja, Deutsche Literatur. Die deutsche Sprache kannte ich durch das Studium ein bisschen. Zuerst habe ich mich meines Freundes wegen in Paderborn beworben. Dort gab es die Gesamtschulen, die damals gerade eingeführt wurden, und die Paderborner waren so hochnäsiger, dass sie mir sagten, mit meinen Noten dürfe ich nicht in Paderborn studieren, sondern müsse in Kassel in eine Art Studienkolleg. Ich war sauer am Anfang! Ich hatte ein Semester verpasst und als ich mich später wieder bewarb, bekam ich drei Zulassungen. Dann habe ich mich für Hamburg entschieden.

Kratzert: Wegen des Hafens?

Wali: Ja. Irgendwann einmal bin ich nach Paderborn gefahren, habe Blumen gekauft, bin zum Sekretariat gegangen und habe der Frau, die mich abgelehnt hat, Blumen überreicht. Sie war zunächst erstaunt und fragte sich, wer dieser Mann sein könnte. Sie dachte, ich wollte sie mit den Blumen anmachen oder so. Sie kannte mich nicht. Ich kam also mit den Blumen, sie fragte, wer ich denn sei, und ich sagte: "Ich war letztes Semester hier und Sie haben mir von vornherein gesagt, dass ich hier keine Chance habe. Ich bedanke mich bei Ihnen, denn das hätte ich später bereut. Paderborn und Hamburg, das ist kein Vergleich!". Sie war sauer.

Kratzert: Das ist eine sehr schöne romantische Geste eines Orientalen. Darauf würde ein deutscher Student wahrscheinlich nicht kommen.

Wali: Das ist absurdes Theater.

Kratzert: Sie sind jetzt schon sehr lange hier. Sie sind genauso lange in Deutschland wie Sie im Irak waren.

Wali: Ja, ich bin seit 25 Jahren in Deutschland, das ist länger, als ich im Irak war.

Ich war 23 Jahre im Irak und bin nun schon 25 Jahre in Deutschland.

Kratzert: Wie ist das vom Gefühl her? Ist das ein "Ich bin hier zu Hause", ist das ein "Zwischendrin" oder ein "Eigentlich will ich wieder zurück in den Irak"?

Wali: Ich bin in meinen Büchern zu Hause. Wenn ich schreibe, bin ich zu Hause. Mir ist es egal, wo ich bin, Hauptsache ich sitze am Schreibtisch und schreibe. Da ist mein Zuhause. Bis vor kurzem lebte ich unter dem Zwang, dass ich nicht in den Irak einreisen durfte. Jetzt hatte ich die Möglichkeit, ich war da und ich habe zumindest das Gefühl, dass ich das jetzt auf mein eigenes Risiko tun kann, wenn ich es will. Es gibt nicht mehr diesen Zwang, dass man mir an der Grenze sagen könnte, "Dein Name ist auf dem Index und du musst sterben".

Kratzert: Das wäre die Konsequenz gewesen?

Wali: Ja, das wäre die Konsequenz gewesen.

Kratzert: Schreiben ist ja Ihr Beruf. Schreiben Sie mit Ihrer Geschichte, mit der Flucht, mir Ihren Erlebnissen im Irak, in der Hoffnung, irgendwie die Welt zu verändern, politisch zu wirken? Oder schreiben Sie in erster Linie, um ein Künstler sein.

Wali: Ich glaube es ist übertrieben, wenn Künstler und Schriftsteller sagen, sie wollen die Welt verändern. Ich wollte vielleicht einen kleinen Beitrag leisten, für mich und für andere, die meine Bücher lesen. Ich möchte, dass die Leser vielleicht gewisse Dinge besser verstehen, aber ich möchte diese Dinge nicht unbedingt ändern. Wir müssen manchmal Dinge einfach nur verstehen. Literatur wirkt – nicht deshalb, weil wir die Welt ändern wollen, sondern weil wir gerade dieses Verständnis anbieten. Ich nenne Ihnen ein Beispiel: Ich habe mir später überlegt, warum ich eigentlich gegen den Krieg war. Ich konnte nicht von Parolen wie "Verteidigung der Heimat" u.ä. überzeugt sein. Als ich mich damit beschäftigte, sagte ich mir, diese Wirkung kann bei mir nur Erich Maria Remarque ausgeprägt haben. Ich hatte schon sehr früh, im Gymnasium, "Im Westen nichts Neues" gelesen. Wenn man "Im Westen nichts Neues" liest, dann hat man keinen Appetit an die Front zu gehen, egal, an welche Front.

Kratzert: Weil Remarque das Grauen des Krieges so eindringlich beschreibt?

Wali: Ja, das Grauen oder auch die menschliche Seite von Soldaten, egal auf welcher Seite sie sind. Es geht nicht um Patriotismus oder darum, wer in einem Krieg Recht hat. Denn die meisten Kriege werden gemacht, indem Leute in den Krieg ziehen, denen man gesagt hat, das sei eine gerechte Sache. Wenn man Remarque liest, dann merkt man, dass es nicht um Recht oder um Gerechtigkeit geht. Das trifft auch zu auf seinen Roman "Zeit zu leben und Zeit zu sterben": Der Protagonist wird am Ende von einem russischen Partisanen umgebracht, obwohl er ihn aus dem Gefängnis befreit hatte. Remarque zeigt das hässliche Gesicht des Krieges. Egal ob man ein guter oder ein schlechter Mensch ist – der Krieg arbeitet nach seinen eigenen Mechanismen, nicht nach unseren Wünschen und Vorstellungen. Wenn Literatur Verständnis für so etwas weckt, dann wirkt sie.

Kratzert: Es geht also darum, die Dinge so zu beschreiben, wie sie sind, darum, Verständnis für etwas zu schaffen.

Wali: Ja.

Kratzert: Ihr jüngster Roman, "Die Reise nach Tell al-Lahm", tut das zwar in gewisser Weise, aber gleichzeitig tut er es auch nicht. Die Geschichte spielt im Irak, es wird eine konkrete Landschaft beschrieben, Bagdad wird beschrieben, Basra, Landschaften, Leute. Es gibt einen Herrscher, einen Despoten, der aber nicht mit dem Namen Saddam Hussein genannt wird, sondern nur "der Herrscher" ist. Man kann sich aber immer vorstellen, dass das sehr

konkret der Irak ist. Trotzdem entwickelt sich die Geschichte in die Groteske, weil viele Dinge passieren, die ganz offensichtlich nicht passiert sein können. Es gibt ein staatlich sanktioniertes Bordellwesen, das immer umfangreicher und rentabler wird, auch immer seltsamer in seinen Ausprägungen. Es gibt einen ganz komischen Fisch, den ich auch in keinem Lexikon gefunden habe.

Wali: Den gibt es nicht.

Kratzert: Dieser Fisch in Ihrem Roman lebt im Schatt al-Arab, dem Zusammenfluss von Euphrat und Tigris, und baut dort große Labyrinth aus Schilf, in denen man chemische Waffen verstecken kann – und chemische Waffen wurden im Irak ja in der Tat nie gefunden. Die Geschichte ist zunächst einmal in der Realität fundiert, aber sie löst sich dann von ihr und geht ins Groteske.

Wali: Ja, für die arabische Literatur ist das eine neue Art zu schreiben. Wir haben oft sehr ernsthafte Literatur. Die Groteske ist zwar auch ernsthaft, aber man geht in ihr auf andere Weise ans Werk. Ich glaube, das unterhält den Leser; jeder Schriftsteller erhofft sich natürlich, dass er den Leser zum Weiterlesen verführt. Die Groteske gibt uns, das ist wie im Absurden Theater, mehr Verständnis. Wir können die Dinge durch die Groteske besser verstehen, weil wir erst einmal weiterlesen und dadurch einen genaueren Blick auf die Widersprüche in einer Situation bekommen. Im Irak, aber nicht nur dort, sondern auch in anderen Ländern, ist das ein surrealistisches Bild. All das, was man z. B. in Lateinamerika in der Literatur "magischen Realismus" genannt hat, bezieht sich ja auf Dinge, die irgendwie in der Realität verankert sind. Im Irak konnte ein Präsident wie Saddam Hussein, der in seinem ganzen Leben keinen Militärdienst geleistet hat, Oberbefehlshaber der größten Militärmacht der Region werden. Da fragt man sich natürlich, wie es dazu kommt. Das ist doch ein surrealistisches Bild, dass so jemand niemals beim Militär war, nicht einen Tag Soldat war. Irgendetwas stimmt da nicht. Der Irak, so wie ich ihn erlebt habe, hat sich Ende der siebziger Jahre, als das Öl verstaatlicht wurde und viel Geld geflossen ist, auf einmal zu einer Konsumgesellschaft entwickelt, die mit dem Bild des Irak, das wir heutzutage sehen, überhaupt nichts zu tun hat. Das war vermeintlich eine moderne Konsumgesellschaft, die alles hatte oder alles haben sollte. Wir hatten jedoch immer Krisen. Das war wie früher in den Ländern in Osteuropa. Doch diese osteuropäischen Länder waren arme Länder, wir dagegen waren ein reiches Land. Aber wenn man eine Jeans kaufen wollte, dann musste man über die Grenze nach Kuwait und schmuggeln. Man weiß nicht warum, aber im ganzen Land wurden große Hotels wie z. B. Sheraton-Hotels gebaut: In diesen Hotels gab es Diskotheken für die Militärs. Das ganze Land hat sich auf diese Weise zu einem Bordell entwickelt. Ich kann einfach nicht anders darüber schreiben: Wenn ich über das schreibe, was dort ja fast Realität ist, wird das beim Schreiben und für den Leser, der das nicht kennt, zu einer Groteske.

Kratzert: Das Interessante für mich war, dass Ihr Buch zunächst ganz einfach anfängt: Ein junger Mann kommt aus dem Krieg zurück, ist traumatisiert, liegt seit drei Tagen zu Hause, kann nicht schlafen, weiß überhaupt nichts mit sich anzufangen und stolpert dann, eigentlich ohne eigenes Zutun, in eine Reise und in eine ganz komplizierte Geschichte, die sich immer weiter entfaltet und entwickelt. Das Absurde und Groteske schleicht sich langsam und zunächst unmerklich ein. Irgendwann denkt man, "Moment mal, das kann doch gar nicht wahr sein". Das passiert ein paar Mal und irgendwann hält man alles für möglich. Man glaubt dann plötzlich, dass dieser Staat, so wie er sich hier darstellt, so wie er gezeigt wird, letztlich zu allem fähig ist. Dadurch bekommt auch das Banalste plötzlich eine Dimension, die einen sehr stark beunruhigt.

Wali: Es ist genauso, wie Sie es beschrieben haben. Dieser Protagonist, der auch nicht rein zufällig meinen Namen hat ...

Kratzert: Er heißt Najem, wie Sie.

Wali: Ja, er hat den gleichen Vornamen. Er nimmt uns alle mit auf diese Reise. Wir sind wie er. Ich habe während des Schreibens auch mit ihm angefangen. Ich habe vorher keine Notizen gemacht, also auch nicht festgelegt, was in welchem Kapitel drankommen soll. Das mache ich nie. Ich habe am Anfang nur ein Bild: Ein Soldat kommt nach Hause – so wie ich es in vielen Geschichten gehört habe – und findet seine Frau nicht zu Hause. Das ist ein alltägliches Bild. Und was macht er dann? Erst einmal ist er müde, weil er von der Front kommt. Viele seiner Kameraden sind tot. Als er nach Hause kommt, gibt es einen Aufstand gegen die Regierung. Der Aufstand wird niedergeschlagen. Aber mich hat es nicht interessiert, Kriegschauplätze, Partisanen oder Militärbewegungen zu beschreiben. Mich interessiert, was der Krieg bei den Menschen ausgelöst hat. Egal wo ein Krieg stattfindet, nicht nur im Irak, auch auf dem Balkan – Frauen haben mehr als drei oder vier Mal so viel gelitten wie die Männer. Man hat sie opportunistisch behandelt: Im ersten Krieg, als Saddam Hussein seinen Krieg gegen den Iran angefangen hatte, waren alle Männer an der Front. Der Irak war aber ein Industrieland. Die Fabriken haben nur funktioniert, weil die Frauen da waren. Dann hat man den Frauen im Irak mehr Rechte gegeben, man konnte Frauen auf der Straße rauchen sehen, sie konnten bis spät abends ausbleiben, weil es in den Fabriken Nachtschichten gab. Und was macht Saddam, als 1988 der Krieg gegen den Iran zu Ende ist? Seine Soldaten kommen zurück und wollen ihre Arbeitsplätze wieder haben. Also muss man die Frauen nach Hause zurück schicken. Wie bekommt man diese Frauen dazu? Man muss frommer Muslim werden, man muss erzählen, dass Frauen nicht arbeiten dürfen und man spricht von der Ehre des Mannes. So haben wir erlebt, dass viele Frauen von ihren Verwandten zweiten oder dritten Grades getötet wurden, nach dem Motto: "Das ist Ehrenmord". Gesetzlich war das erlaubt. Das sind Geschichten, die mich interessiert haben. Mir ging es darum, was da innerhalb der Gesellschaft gelaufen ist. Deshalb haben die Frauen auch gelernt, dass sie Geschichten erfinden müssen, um zu überleben.

Kratzert: Die Hauptfigur in Ihrem Buch, Najem, ist zwar ein Mann, aber die wesentlichen Figuren um ihn herum sind alles Frauen.

Wali: Ja, es sind alles Frauen, das ist richtig. In der gegebenen Situation können die Frauen nur eines tun, denn sie müssen überleben. Es geht nicht anders, wenn man überleben will, muss man Geschichten erfinden. Man muss lügen. Lügen in diesem Sinne heißt, dass das nicht falsch ist. Geschichten erfinden, das ist für mich als Schriftsteller hervorragend. Ich brauche Geschichten. So ist das Buch entstanden.

Kratzert: So tragisch das alles ist vom Anlass her und von den Themen her, die Sie beschreiben, so komisch ist es eigentlich auch, so voll von Humor mit einem oft überraschenden Witz. Das ist ganz wunderbar daran.

Wali: Es ist schwarzer Humor. Das ist wichtig, finde ich. Wie ich vorhin gesagt habe: Bei uns ist es engagierte Literatur – obwohl man bei uns nicht wie in den sozialistischen Ländern von engagierter Literatur spricht, denn die ganze Literatur ist so. Ich habe hier vielleicht einen Vorteil, weil ich viele Orientalisten oder Arabisten getroffen habe, die sagten: "Was wir bei euch im Alltag erleben, finden wir in der Literatur selten." Das habe ich vielleicht verinnerlicht und es hat sich bei meinem Schreiben entfaltet. Man findet immer schwarzen Humor.

Kratzert: Sie schreiben nach wie vor auf Arabisch?

Wali: Ja.

Kratzert: Dann wird es ins Deutsche übersetzt?

Wali: Ja, denn ich schreibe an sich für einen konkreten Menschen, für einen

konkreten Leser. Ich dachte mir, ich müsste zuerst einen arabischen Leser haben, denn wenn ich etwas ändern will, dann muss ich zunächst in der arabischen Sprache etwas ändern. Bis jetzt gibt es, was die arabische Sprache betrifft, viele Tabus. Die arabische Sprache ist eine heilige Sprache, denn der Koran ist in Hocharabisch geschrieben. Das ist wie Latein für uns. Es ist schizophren: Man lernt in der Schule Hocharabisch, aber auf der Straße spricht man eine andere Sprache, die damit überhaupt nichts zu tun hat. Stellen Sie sich vor, ganz Deutschland spräche Lateinisch wie in der Zeit von Martin Luther. Das wäre, als würde man im Fernsehen lateinisch sprechen, aber auf der Straße ganz anders.

Kratzert: Ihre Bücher, auch das letzte, sind vor zwei, drei Jahren zum ersten Mal in den arabischen Ländern erschienen und auch prompt verboten worden.

Wali: Ja, sie sind in Beirut erschienen. In Beirut gibt es eine gewisse Freiheit. Ich kann meine Bücher nicht in jedem Land publizieren. Traditionell gibt es bei uns nur zwei Zentren für Verlage: Beirut und Kairo. In Kairo gibt es Zensur, nicht unbedingt von der Regierung, aber von den Islamisten: Sie kontrollieren die Straße. In Beirut haben wir eine gewisse Freiheit, dort können wir alles publizieren. Aber in die arabischen Länder später Bücher einzuführen, das ist nicht einfach. Deshalb ist mein Buch in fünf bis sechs arabischen Ländern verboten.

Kratzert: Was ist es wohl, das dort als gefährlich an dem Buch angesehen wird?

Wali: Gefährlich sind zunächst einmal die Tabubrüche.

Kratzert: Dass Sie z. B. über Frauen schreiben?

Wali: Ja, dass ich z. B. von Jungfräulichkeit rede. Man darf das nicht laut erzählen, dass Frauen Geschichten erfinden, um zu überleben. Wenn die Männer die Frauen jungfräulich wollen – und diese Jungfräulichkeit muss auch bis zur Hochzeit bewahrt werden –, dann sagen die Frauen: "Bitteschön, ihr Männer, kurz vor der Heirat lassen wir die Jungfräulichkeit flicken wie eine Socke." Das machen sie. Diese Heuchelei in der Gesellschaft, in der Scheingesellschaft, akzeptieren die Männer. Ich glaube, das ist der erste Roman im arabischen Raum, in dem das vorkommt. Und darüber darf man nicht sprechen.

Kratzert: Dadurch, dass Sie darüber sprechen, hoffen Sie auch, dass sich etwas ändert?

Wali: Ja, ich hoffe es. Der Roman wurde auch nicht direkt verboten. Am Anfang war er gar nicht verboten. Als sich aber später herausstellte, dass er in einigen Ländern wie z. B. in Saudi Arabien oder in den Golf-Emiraten zum Bestseller wurde und gerade auch viel von Frauen gelesen wurde, wurde das Buch verboten. Ich habe viele Emails von Frauen bekommen, gerade von jungen Frauen, die mir so schreiben, als hätte ich in dem Buch ihre Geschichte geschildert. Es gab eine Welle von Diskussionen in den Zeitungen, wo man das Buch als eine Art Pornographie bezeichnete, als gegen den Islam gerichtet oder als ketzerisches Buch, als Blasphemie, alles Mögliche.

Kratzert: Sie waren vor nicht allzu langer Zeit seit über 20 Jahren das erste Mal wieder im Irak. Wie war das für Sie?

Wali: Nach 23 Jahren bin ich im Jahr 2004 für 23 Tage in den Irak gefahren – für jedes Jahr einen Tag.

Kratzert: Ist alles ganz anders?

Wali: Es war natürlich zwiespältig. Ich habe lange gezögert, diese Reise zu machen. Ich hätte es auch eher tun können, wollen oder dürfen. Ich wollte es aber nicht. Ich hatte ein Bild und wollte nicht, dass dieses Bild zerbricht. Aber irgendwann musste ich diese Reise machen. Ich war also dort, habe

meine Eltern und meine Geschwister gesehen. Einige hatte ich die ganze Zeit über nicht gesehen. Sie können sich vorstellen, wie das ist, wenn die Mutter nach 23 Jahren ihren ältesten Sohn sieht. Es war schön mit der Familie, mit Verwandten und Freunden. Andererseits war es auch sehr traurig, denn die Menschen sind kaputt, ihre Seele ist aufgrund der Kriege dort verwundet. Der Embargokrieg war der furchtbarste Krieg: neun Jahre Embargo gegen die Menschen, nicht gegen die Regierung. Vorher war es eine Diktatur, jetzt ist es Chaos und Anarchie. Die Leute hatten ein bisschen Hoffnung, aber diese Hoffnung ist schnell wieder verschwunden.

Kratzert: Sind Sie denn mit Hoffnung für dieses Land zurückgekommen?

Wali: Ja, ich habe gehofft, ich hatte einen Schimmer von Hoffnung. Denn ich dachte, wenn die Menschen die Möglichkeit haben, etwas zu ändern, dann werden sie das machen. Nun hat man ihnen auch diese Möglichkeit nicht gegeben, glaube ich. Das ist wie bei einem Krebskranken: Es ist, als würde man einem frisch operierten Krebskranken nach zwei oder drei Tagen sagen: "Geh doch aus dem Krankenhaus raus und stell dich einfach auf deine Füße." Das ist fast unmöglich. Da gibt es eine Weltmacht, die jetzt ihre Hausaufgaben nicht macht. Sie ist Besatzungsmacht, aber in Wahrheit ist das Anarchie. Deshalb ist die Situation jetzt fast hoffnungslos.

Kratzert: Wie wird es im Irak in zehn Jahren aussehen?

Wali: Rumsfeld hat einmal gesagt, dass es noch zwölf Jahre dauern kann mit dem Krieg und den Attentaten. Wenn das so ist, dann frage ich mich, wozu sie einmarschiert sind. Wenn das so ist, dann befürchte ich, dass es in zehn Jahren noch schlimmer sein wird. Das Furchtbarste im Irak ist, dass das Töten weitergeht. Ohne Hilfe von Europa und vom Westen können sie nicht auf die Füße kommen. Dann wird das Morden weitergehen. Die Leute pilgern nach Bagdad und Basra, weil sie denken, dort können sie einen Heiligen Krieg gegen die Amerikaner machen. Die Amerikaner haben es fast geschafft, dass sie den Krieg aus New York und Washington in den Irak verlagert haben. Sie werden keine Attentate mehr haben wie am 11. September, aber dafür haben sie Krieg im Irak. Alle Islamisten pilgern nach Bagdad und führen den Krieg da weiter.

Kratzert: Wir hoffen, dass die Zukunft trotzdem besser wird. Vielleicht können Ihre Bücher ein kleines bisschen dazu beitragen. Ich bin da doch zuversichtlich. Ich danke Ihnen sehr, Herr Wali. Ich fand es spannend Ihnen zuzuhören. Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, ich danke Ihnen für Ihr Interesse, bleiben Sie uns gewogen.